



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wie Calvin, und wie es die Vertreter der modernen Wissenschaft seit Hegel wieder sind. Nehmen wir den Unglauben der französischen Gesellschaft hinzu, in der sie lebte, so müssen wir bekennen, daß der Sache nach weder Rousseau, Voltaire und die Encyclopädisten noch die deutschen Philosophen etwas neues verkündigt haben; sie haben nur die bereits feststehende Ansicht der Gebildeten teils in wissenschaftliche Formen gebracht, teils im Volke verbreitet. In Frankreich bestand der Unterschied zwischen der Zeit Ludwigs XIV. und der Zeit Ludwigs XV. darin, daß man unter diesem auch drucken lassen durfte, was unter jenem bloß gesprächsweise zu äußern erlaubt war.



Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

(Fortsetzung)



ins der interessantesten Pasquille auf Leipzig, namentlich auf seine damaligen Universitätszustände, verbirgt sich unter einem Titel, unter dem niemand dergleichen sucht, weshalb es auch selbst genauern Kennern der stadtgeschichtlichen Litteratur Leipzigs meist unbekannt ist; es sind das die im Jahre 1795 erschienenen „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern.“ Die Schrift besteht aus zwei Teilen, einem größern und einem kleinern. Der Titel paßt eigentlich nur auf den ersten, größern Teil (270 S. 8°). Dieser enthält Schilderungen aus einer ganzen Reihe deutscher Städte, namentlich Universitätsstädte, in denen sich der Verfasser längere oder kürzere Zeit aufgehalten hat, wie Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Coburg, Erfurt, Jena, Halle, Dessau, Leipzig, Meissen und Dresden; der größte Abschnitt, fast die Hälfte (S. 141 bis 270) ist Dresden gewidmet. Der ganze zweite Teil aber behandelt ausschließlich die Leipziger Universität, namentlich die Studentenschaft, und giebt besonders von den Kreisen, die wir heute als „gelehrtes Proletariat“ bezeichnen, und die wir gewöhnlich geneigt sind für eine Erscheinung der jüngsten Zeit zu halten, ein Bild, das grauenvoll ist, und das, wenn auch manches darin übertrieben sein mag und vereinzelte Vorkommnisse verallgemeinert sein mögen, doch zeigt, daß das „gelehrte Proletariat“ damals viel größer war und in viel jämmerlicheren und unwürdigern Zuständen lebte als heute. Freilich mag es in Sachsen und in Leipzig besonders schlimm gewesen sein. „Wer sich einen Begriff davon machen

will — schreibt der Verfasser —, zu welchem rasenden Grade die Sucht zu studiren in Sachsen emporgestiegen ist, der halte sich nur zu Anfang der halbjährigen Vorlesungen in Leipzig auf. Herdenweis liefern die unzähligen Stadt- und Dorfschulen ihre Zöglinge, und, mit Entsetzen bemerkt man, jedes Jahr weniger reise und weniger vorbereitete. Jeder Tagelöhner läßt seinen Sohn studiren, sobald er ihn nur auf der Schule vor dem Verhungern sichern kann; wovon er einst auf der Universität leben soll, daran wird nicht gedacht. Daher die Flut von Bittschriften um Stipendien, die unaufhörlich nach der Residenz strömt und vor einigen Jahren die Regierung bewog, ein besondres Mandat an die Schulvorsteher und Rektoren ergehen zu lassen, worinnen ihnen geboten wurde, ganz arme und unfähige junge Leute vom Studiren abzuhalten und ihnen die erforderlichen Attestate zu verweigern.“

In etwa dreißig Kapiteln schildert der Verfasser, welche unwürdige Rolle der Student in der Bürgerschaft spielt, wie elend er wohnt — fast unglaublich und doch in allen Einzelheiten sicherlich getreu ist die Beschreibung der Zustände im Paulinum, in dem alten, an der Stadtmauer gelegnen Universitätsgebäude, das in drei Stockwerken gegen fünfzig Stuben und Kammern enthielt, die von je einem, zwei oder auch drei Studenten bewohnt waren —, ferner wie es im Konvikt und bei andern Freitischen hergeht, wie sich die Fakultäten in ihrem Außern und ihrem Benehmen von einander unterscheiden, endlich — das interessanteste — zu welchen Mitteln sie greifen, um sich, sei es als Famuli, „Cicisbeos,“ Informatoren, „Apostel“ (Sonntagsstellvertreter für Dorfprediger) oder als Musiker, Schreiber, Rezensenten, Gelegenheitsdichter, Schriftsteller, Übersetzer, Zeichner, Maler und Kupferstecher, Korrektoren, „Werber“ (Zutreiber von Zuhörern für Professoren), Spieler und — Bettler ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Als Probe mag die Schilderung dienen, die der Verfasser von den Studenten der Theologie giebt, die damals die stärkste Fakultät in Leipzig bildeten:

Die Theologen haben alle Eigenschaften des Kapuzinerordens an sich. Sie sind arm, unwissend, kriechend, niederträchtig, stolz und schmutzig. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in meist dunkeln Überrocken, damit man die zerrissenen oder wenigstens äußerst schmutzigen Unterkleider nicht bemerken soll. Sie sind daher abgefagte Feinde vom Winde; die Röcke sind gewöhnlich mit einer breiten schweren Kante Wassenkot versehen, der bei gutem und schlechtem Wetter von den philosophischen Herren übersehen wird. Ihre runden Hüte, unfähig, den täglichen Gewaltthätigkeiten zu widerstehen, die ihnen in den Collegiis von Füßen und Knieen widerfahren, haben außer der grauen Farbe eine sehr abweichende Form. Das Haar tragen sie ungepudert und struppig. Stiefeln sind übrigens ein Hauptbestandteil ihrer alltäglichen Tracht. Sonntags tragen die Petitmäters unter ihren Fracks schwarze wollene Beinkleider, Westen und Strümpfe, die Renommisten steife Stiefeln und Sporen, schmutzige Lederhosen, blaue Röcke mit roten Aufschlägen (ein ehmaliges weißes Schnupftuch hängt ihnen weit zur Tasche heraus) und einen

dreieckigen Hut und Knotenstock. An Wochentagen zeichnen sich die Herren Theologen samt und sonders durch die von Manuskripten strotzenden belletrischen Portefeuilles und einen großen Haufen Bücher aus, die sie dann unter dem rechten Arm tragen, wenn sie den linken nicht mehr aufheben dürfen. Zu jeder Zeit aber sieht man sie mit Journalen laufen. Sie wissen von nichts zu sprechen als vom Rathederwitz ihrer Lehrer, von ihren Journalen, von ihren vielen Collegien, von Predigten, vom Wetter und von ihrer eignen Person. Die unleidlichsten unter ihnen sind diejenigen, welche sich für Philosophen halten und Rants Critik lesen. Ihr Studium treiben sie im Schweiß ihres Angesichts. Es giebt einen Hauptspaß ab, sie so bepackt aus einem Collegio ins andre galoppiren zu sehen: Kinder und kleine Personen werden häufig dabei umgerissen. Diese Eilfertigkeit, in der es immer einer dem andern vorzuthun sucht, ist deswegen nötig, weil sie größtenteils auf Bänken sitzen, und diese nicht gelöst werden. Kaum ist man ins Auditorium eingedrungen und hat sich eines Sitzes bemächtigt, so wird der Hut entweder zwischen die Kniee geklemmt oder auf die Erde geworfen und oben drauf die Bibliothek; dann holt man Hefte, Feder und Dinte heraus und erwartet den Professor. Kommt dieser und geht nun erst das Nachschreiben los, so muß man mit Mühe das Lachen halten über die schrecklichen Gebährden, mit denen sie alles reinweg zu Papiere zu bringen suchen, was von seinem Munde ausgeht. Freilich kommt Nichttheologen ein solches Zusehen hoch genug zu stehen, denn in den theologischen Auditorien ist ein solcher abscheulicher Geruch, daß man umfallen möchte, sobald man hineintritt, und es ist unbegreiflich, wie es der Professor aushalten kann, dem die Quintessenz der Ausdünstungen seiner Anbeter in so reichlichem Maße zu teil wird. Man beehrt die Herren Theologen mit dem Namen Dreilingbrüder. Dieses schreibt sich daher, weil in der Gegend, wo ein theologischer Professor mit Beifall liest, schon um zehn Uhr vormittags kein Dreierbrot mehr zu bekommen ist, so gewiß sich auch die Bäcker auf einen zahlreichen theologischen Zuspruch einrichten mögen. Zwar pflegen auch an den Auditorien Kuchenweiber zu stehen, die sich mit den wohlfeilsten Kuchenorten versehen; weil aber das geringste doch zwei Dreier kostet und noch obendrein nicht so gut sättigt, wie Produkte der andern Art, so versteigt sich allenfalls einer zu ihnen, der eben Geld erhalten hat, kehrt aber bald wieder zu seinem Dreilinge zurück.

Die „Wanderungen und Kreuzzüge“ wurden im Juni 1795 bei dem Buchhändler Liebeskind in Leipzig vorgefunden. In seinem Laden hatte er zwar keine Exemplare, der Bücherinspektor mußte sich in die Niederlage des Erfurter Buchhändlers Vollmer im kleinen Fürstenkollegium bemühen, dessen Kommissionär Liebeskind war; dort wurden aber 235 Exemplare erwischt und weggenommen, außerdem der Vertrieb des Buches verboten.

Als Liebeskind von der Bücherkommission vernommen wurde, leugnete er, die Schrift gelesen zu haben, wollte auch den Verfasser nicht kennen. Der auf dem Titelblatte des Buches angegebne Verlag „Verlagsgesellschaft in Altona“ werde wohl zutreffend sein; denn diese „Verlagsgesellschaft“ bestehe aus zwei Buchhändlern, dem Bruder des Erfurter Buchhändlers Vollmer, und einem andern, dessen Namen er augenblicklich nicht nennen könne. Dieser andre aber, den Liebeskind natürlich sehr wohl kannte, war der Verfasser der „Wanderungen und Kreuzzüge“, der bekannte Schriftsteller Andreas Georg Friedrich Rebmann,

ein Baier, der in Erlangen und Jena die Rechte studirt und sich dann längere Zeit in Leipzig und Dresden aufgehalten hatte.

Sowie die Nachricht von der Wegnahme des Buches nach Altona gekommen war, sandte Nebmann ein höchst entrüstetes Schreiben an den Leipziger Rat. Das weggenommene Buch, sagte er, sei ein Artikel der in Altona „mit königlich dänischem Privilegium errichteten“ Verlagsgesellschaft. Der Rat zu Leipzig habe kein Recht zu Eingriffen in das Eigentum eines fremden Buchhändlers, er möge daher die weggenommenen Exemplare schleunig herausgeben und den durch die Wegnahme zugefügten Schaden ersetzen. „Es würde mir sehr leid thun, wenn ich sonst mich an die königlich dänische Regierung wenden und von dieser Schutz für mein Eigentum zu erhalten suchen müßte. Diese weise, aufgeklärte und Menschenrechte schützende Regierung steht mit Recht in dem Rufe, daß sie ihre Unterthanen gegen jede fremde Beeinträchtigung ebenso kräftig zu erhalten weiß, als sie auch in ihren eignen Staaten keine Willkühr großer Machthaber oder kleiner, desto anmaßender Despöten duldet. Zu gleicher Zeit werde ich die Publizität zu Hülfe nehmen und, in Bezug auf die sich bereits von einigen Leipziger Censoren erlaubten Ungebürlichkeiten, Verfälschungen fremder Manuscripte u. dgl. die fremden Buchhändler darauf aufmerksam zu machen suchen, welchen Verdrießlichkeiten sie der Preßzwang zu Leipzig aussetzt.“

Der Leipziger Rat ließ sich aber durch die dreiste Sprache Nebmanns nicht irre machen, sondern berichtete an die Regierung in einem Schreiben, das der Bürgermeister Müller selbst abfaßte, und worin es hieß: „Da der Verfasser, seiner oberflächlichen Ränntnisse und mangelhaften Beobachtungen ungeachtet, über alles frech abspricht, dreiste Urtheile über Regierungen und über Obrigkeiten wagt, mit kühnem Tadel öffentlicher Verfassungen und Anstalten, indem er augenscheinliche Unwahrheiten für ausgemachte Wahrheiten vertreibt, hervorzutreten kein Bedenken trägt, auch beleidigende Ausfälle auf einzelne Personen sich erlaubt und die Absicht, Unterthanen gegen diejenigen, welchen sie Gehorsam schuldig sind, aufzuwiegeln und Freiheitschwindel auszubreiten, überall deutlich genug verräth, so haben wir die angezeigten Verfügungen zu treffen keinen Anstand genommen.“ Aus einem Zirkular der „Verlagsgesellschaft“ — dieser „sonderbaren Firma“, wie Müller schreibt — ging übrigens hervor, daß eine kurz vorher verbotne Schrift: „Abentheuerliche Wanderungen durch die preußischen Staaten“ aus derselben Quelle stammte und offenbar auch Nebmann zum Verfasser hatte.

Die Landesregierung scheint aber das Buch nicht so schlimm gefunden zu haben, sie schwieg auf den Bericht des Leipziger Rats. Der Verfasser gab 1796 eine „zweite, ganz verbesserte und umgearbeitete und vermehrte Auflage“ heraus mit einem „Schutz- und Trugsbrief“, worin er sagt: „Der Magistrat zu Leipzig hat diese Blätter confisciren lassen, unter dem Vor-

wand, daß viele Unwahrheiten und falsche Darstellungen darin enthalten seien. Durch diese Confiscation ist das darin Gesagte nicht nur nicht widerlegt worden, sondern das allgemeine Urtheil geht dahin, daß man sie eben deshalb geraubt habe, weil man ihre Wahrheit fühlte. Der Dresdner Hof benahm sich billiger, als ein hochweiser und hochedler Rath zu Leipzig. Noch in diesem Augenblick, da ich dies schreibe, ist das Buch zu Dresden nicht verboten."

Ein harmloses Machwerk, das mehr der Vollständigkeit wegen angeführt werden soll, sind die im Jahre 1798 erschienenen: Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Better in Rakran über d' Leipzig'r Stadt. Aufg'fang'n und mit Anmerkungen versehen von ein'm Wiener. Wien, bey Mloysius Doll, 1798. Das Buch ist eine schwächliche Nachahmung der witzigen „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Better in Rakran über d' Wienstadt,“ die der bekannte Wiener Schriftsteller Joseph Richter seit 1785 viele Jahre lang als eine Art von Parodie auf die moralischen Wochenschriften herausgab. Der Eipeldauer ist ein dummer Wiener Unterbeamter, der von nichts als Essen und Trinken weiß, die Maitresse seines Kanzleiches geheiratet hat und von dieser gehörig betrogen wird. Die Frau hat in Wien einen Schweizer Kaufmann kennen lernen, der sie einladet, mit ihm die Leipziger Messe zu besuchen. Der Eipeldauer läßt sich auf einige Wochen Urlaub geben und reist als Hörnerträger mit. In den Briefen, die er dann schreibt, erzählt er, was er alles auf der Messe gesehen hat, schildert, was ihm sonst in Leipzig aufgefallen ist, und berichtet dazwischen ahnungslos, wie sich seine „Frau G'mahlin“ erst mit dem Schweizer und nach dessen Abreise noch ein paar Wochen mit einem „Grafen,“ den sie auf einem Abend der Leipziger Ballgesellschaft hat kennen lernen, die Zeit vertrieben hat — das alles in einer Sprache, die Wiener Dialekt vorstellen soll, aber nichts weiter ist als gewöhnliches Schriftdeutsch mit einer Menge von Apostrophen. Eine kleine Probe wird genügen. Der Eipeldauer ist, während sich seine „Frau G'mahlin“ mit dem „Grafen“ vergnügt, durch das Rosenthal nach Gohlis gegangen, wo man „ein'n gut'n und frisch'n Trunk kriegt, und dabei sein Geld im Grün'n, nämlich im Garten verzehr'n und hübsch b'deckt in ein'r Laube sitz'n kann. Da giebt's auch Strickschul'n. D' Frauenzimmer sitz'n beim Kaffee ihr'n Galans geg'nüber oder neb'n ihnen, halt'n den Strumpf in der Hand und plaudern z' Viert'lstund'n, ohn' daß ein' Mad'l in B'wegung kommt; d' Mad'l steht aber immer vier Zoll lang über d' Finger hinaus. Doch spricht der Galan etwas, wovor's Frau'nzimmer roth werd'n sollt', und's kann nicht mehr erröth'n, so sieht's auf den Strumpf und zählt d' Masch'n.“

Das Buch konnte durch seinen Inhalt unmöglich Anstoß erregen; über manches, wie über die Leipziger Freischule, ist der Verfasser sogar des Lobes voll, er meint hier zum erstenmal die sokratische Lehrart „in wahre Ausübung

g'bracht g'sehen z'hab'n" und weiß nicht, „ob er z'erst den Lehrer oder d'Kinder b'wundern" soll. Dennoch fiel das Buch aus einem andern Grunde der Bücherkommission in die Hände: es war gar nicht in Wien erschienen, sondern in Leipzig, und der wirkliche Verleger war wieder — Liebeskind. Da das Manuskript nicht der kaiserlichen Bücherzensur in Wien vorgelegen hatte, so war die österreichische Regierung gegen Doll vorgegangen, und dieser hatte ausgesagt, daß Liebeskind seinen Namen ohne sein Wissen auf das Buch gesetzt und ihm erst hinterher Mitteilung davon gemacht habe. Der österreichische Gesandte in Dresden hatte sich an die sächsische Regierung gewendet, und so wurde Liebeskind am 1. November 1798 vorgefordert.

Er gab an, er habe sich wegen dieses Buches mit Doll weder mündlich verabredet noch Briefe mit ihm gewechselt, sondern die Sache sei von dem Verfasser der Schrift ins Werk gesetzt worden. Der Verfasser sei ein gewisser Bill aus Halle, der in Wien Buchdrucker gewesen sei, dann sich eine Zeit lang in Leipzig aufgehalten und als Korrektor seinen Unterhalt gefunden und endlich sich nach Zerbst gewendet habe. Dieser sei vor der Ostermesse des vorigen Jahres zu ihm gekommen und habe ihm mitgeteilt, daß ihm Doll aufgetragen habe, ein solches Buch zu schreiben, und ihn gebeten habe, es in Verlag zu nehmen. Da er nun mit Doll in gutem Vernehmen stehe und viele Geschäfte mit ihm mache, so habe er gewagt, das Buch „auf Kosten und für Berechnung genannten Dolls" in Leipzig drucken zu lassen, habe auch, weil es im Wiener Dialekt geschrieben sei, den Druckort Wien und Dolls Namen darauf setzen lassen, freilich erst hinterher Doll davon Nachricht gegeben.

Einige Tage darauf wurde der Leipziger Buchdrucker Cramer vernommen, der das Buch gedruckt hatte, und sagte aus, das Manuskript sei ihm von dem Verfasser, der damals Korrektor in seiner hiesigen Druckerei gewesen sei, zum Druck übergeben worden. Darauf habe er es dem Professor Wend zur Zensur vorgelegt. Da ihm dieser aber eröffnet habe, daß das Manuskript nicht gedruckt werden könne, so habe er es Bill zurückgegeben, und der habe es dann in Dessau bei dem Buchdrucker Fritsch für Cramers Rechnung drucken lassen. Da die Exemplare von Dessau an Bill geschickt worden seien, der damals bei ihm gewohnt habe, und aus Bills Wohnung an Liebeskind abgeliefert worden seien; so möge die Vermutung entstanden sein, daß er selbst die Briefe gedruckt habe.

Der Rat sandte Liebeskinds und Cramers Aussagen an die Regierung, worauf jeder von beiden durch Reskript vom 28. Januar 1799 „wegen ihrer Collusion bei dem Verlag und der Herausgabe vorbesagter Schrift, deren Manuskripte zu Leipzig die Censur versagt worden, und wegen des dabei zu Schulden gebrachten Falsi" zu 25 Thalern Strafe verurteilt wurden. Beide lehnten sich in Eingaben an den Rat gegen die Strafe auf, indem sie geltend

machten, daß es sehr üblich und seit Jahren gebräuchlich sei, Namen von Wiener Buchhändlern auf Bücher zu setzen, weil sie dann in Wien nicht nachgedruckt würden, was sonst sehr oft geschehe; nicht bloß Götschen, Jacobäer und Kummer in Leipzig, auch Bieweg in Berlin habe sich dieses Mittels bedient. Sie wurden aber nicht nur abgewiesen, sondern die Regierung benutzte auch die Gelegenheit zu einer besondern Verfügung, worin sie bei sechs Wochen Gefängnis und nach Umständen noch härterer Strafe verbot, auf Bücher einen falschen Druckort und einen falschen Verlegernamen zu setzen. Liebeskind bequemte sich endlich im Dezember 1799 zur Zahlung, nachdem der Rat das Stadtgericht ersucht hatte, „sothane Straf gelder executivisch einzubringen.“ Mit Cramer zog sich die Sache bis in den Sommer 1801 hin, da er inzwischen noch in eine andre weit schlimmere Sache verwickelt worden war.

Nicht eigentlich in diese Reihe gehörig, und doch nicht ganz zu übergehen ist ein Schriftchen unter dem Titel: Ueber Leipzig, vorzüglich als Universität betrachtet. Ein Beytrag zur Geschichte der Aufklärung in Kursachsen. 1798. Das kleine Heft (58 Seiten 8^o) schildert ziemlich derb die Mißstände an der Leipziger Universität, aber anders als „Anselmus Rabiosus.“ Während dieser ausschließlich das Studentenleben behandelt hatte, werden hier alle namhaften Universitätslehrer vorgeführt, ihre Schwächen oder Vorzüge geschildert, die mangelhaften Hilfsmittel beim Studium, die gedrückte gesellschaftliche Stellung der Studentenschaft und der in ihr herrschende Ton besprochen und schließlich einige Verbesserungsvorschläge gemacht: der Verfasser ist für völlige Lehrfreiheit, für Preßfreiheit und für Einführung von Abgangsprüfungen auf den Schulen, um den Zudrang unfähiger zur Universität zu verringern. *)

Obwohl sich die Schrift eigentlich nur auf die Universität bezieht, enthält sie doch auch Bemerkungen über die Stadt und die Bürgerschaft. Gleich im ersten Abschnitt heißt es z. B.: „Der Wohlstand von den Inwohnern Leipzigs ist, im Ganzen genommen, äußerst blühend, ob man gleich Dürftigkeit, die im Silen seufzt, reichlich genug antrifft. So viel ist gewiß, daß die glänzende Außenseite, welche die zwei für Deutschlands Handel so wichtige Messen und einzelne ungewöhnlich reiche Kaufleute dem Gemälde von diesem Wohlstande gaben, meistens eine zu hohe Meinung erregt, und daß bei einer genaueren Prüfung auch trübere Gruppen sich zeigen. In dem Schoße des Kaufmanns, dieser herrschenden Klasse zu Leipzig, scheint Fortuna, die launige(!) Göttin, ihren Überfluß völlig ausgegossen zu haben. Die Künstler und Handwerker haben ihrer Huld in minderm Grade sich zu erfreuen; denn beide sind

*) Infolge einer ausführlichen Rezension im 219. Stück der Allgemeinen Litteraturzeitung veranstaltete der Verfasser eine zweite Ausgabe, die etwas erweitert und hier und da etwas gemildert war. Sie erschien unter dem Titel: Ueber Leipzig, vorzüglich als Universität betrachtet. Ein Beytrag zur Geschichte teutscher Bildungsanstalten. 1798. Es war aber kein vollständiger Neudruck, der Verfasser hatte nur eine Anzahl von Blättern herausnehmen und umdrucken lassen.

durch die Verschwendung der Tochter des Zufalls von dem Kaufmann abhängig geworden, und diese Abhängigkeit ist das Traurigste, was dem Bürger nur immer zu Teil werden kann. Kaufmännischer Übermut ist meistens gefährlicher als adelicher, und dies bestätigt sich auch hier, wo der arbeitssame Handwerksmann und Künstler durch den Wucher der Kaufleute, welche alle Waren nicht nach bestimmten Gesetzen der Gerechtigkeit, sondern einzig nach ihrem Vorteil und ihrer Willkür bestimmen, auf das empfindlichste gedrückt werden. Die Folgen hievon sind in dem ganzen Ton der Leipziger sichtbar: der Kaufmann, voll Stolz, verachtet alles, was nicht in seine Sphäre gehört, und behandelt alles, als ob es bloß Mittel zu seinem Zwecke sei; der Bürger, den überdies noch politische Ketten drücken, ist kleinlich, gezwungen, nur zu oft selbst Karrikatur.“ In der Schilderung der Studentenschaft findet sich eine hübsche Stelle über die „sogenannten schönen Geister.“ Sie stimmt so ziemlich mit dem überein, was „Anselmus Rabiosus“ über die „schönen Wissenschaftler“ sagt. Der Verfasser dieser Schrift war ebenfalls ein Baiern, Georg Heinrich Kayser, der später eine Masse Populäres zur Geographie und Geschichte Baierns, namentlich Augsburgs, geschrieben hat. Irgend welchen Anstoß bei der Bücherkommission scheint sie nicht erregt zu haben.

Unbeanstandet blieb auch: Leipzig im Profil. Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde. Solothurn [1799]. (316 S. 8°.) Das Buch ist ein Seitenstück zu dem 1784 erschienenen Tableau von Leipzig, aber witziger. Der Inhalt ist ebenso wie dort unter gewisse Stichwörter gebracht, die Stichwörter aber sind hier alphabetisch geordnet, und so die Gegenstände absichtlich noch bunter durch einander geschüttelt als im Tableau. Unter dem H z. B. folgen auf einander: Haarbeutel, Hagestolze, Hahnrei, Handlung, Handwerker, Handwerksbursche, Harmonie, Hausarme, Hausmiete, Hausnummern, Hauswirte, Hazardspieler, Hebamme, Herberge, Heiliger Christ, Hinrichtungen, Hochzeiten, Höcker, Höflichkeit, Hofmeister, Holz usw. Die meisten Kapitel sind kurz, manche haben nur wenige Zeilen. Viele schildern offenbar Zustände, wie sie damals allgemein verbreitet waren, andre aber doch auch besondere Leipziger Zustände. Im Ton sind sie sehr verschieden. Manche sind ganz satirisch und ironisch, aus andern spricht aufrichtiger Unwille, mehr oder weniger Karrikatur sind wohl die meisten Schilderungen, doch fehlt es auch nicht an ganz objektiven Bildern, ja selbst an nicht unverächtlichen statistischen Angaben. Hier einige Proben:

Advokaten. Die unentbehrlichsten Männer im Staate, die Stützen, ohne welche das moralische Gebäude schon längst eingestürzt wäre. Das Mein und Dein wäre schon längst die Beute gieriger Raubvögel geworden, und wir sähen gewiß noch eine weit größere Anzahl durch Prozesse zu Grunde gerichteter Familien, wenn wir diese gelehrten Männer, diese Verteidiger der Unschuld, diese weisen Ausleger der Gesetze entbehren müßten. Wie glücklich ist nicht das Vaterland zu preisen, das im Besitz von Legionen solcher Männer ist! und wie vorzüglich glücklich ist

diese Stadt, wo immer auf zwei hundert und zehn Seelen eine Advokatenseele gerechnet werden kann; denn man zählt in diesen engen Mauern ihrer über hundert und fünfzig. Diese Edeln stehen uns bei in allen Leibesnöten. Der Sohn eines hartherzigen Vaters darf sich nur an einen dieser Männer wenden, und es fehlt ihm von dem Augenblicke an niemals an Gelde. Durch seine Vorsprache schießt ein barmherziger Bucherer so viel zu fünfzig Prozent vor, als man bedarf. Sie lassen sich auch herab, uns noch andere kleine Dienste zu thun, und die Geschichte des Tages erzählt merkwürdige Beispiele, wie selbst einige derselben die Opfer ihrer Bereitwilligkeit geworden sind. Dabei sind sie wahre Muster der Bescheidenheit, und wenn alle Welt über ihre Verdienste nur eine Stimme hat, so sind sie es nur allein, die daran zweifeln. Sie geben überhaupt auf die Gelehrsamkeit wenig oder nichts, ob sie schon die Gelehrtesten unter den Gelehrten sind.

Buchhändler. Es muß doch wohl wahr sein, daß man sich auf keine Art so leicht ein bequemes und angenehmes Leben verschaffen kann, als durch den Schweiß der Schriftsteller, berechnet auf die Thorheit des Publikums; wie würden wir sonst von Messe zu Messe so viele neue Buchhandlungen vor unsern Augen entstehen sehen? Die Leipziger kaufen keine Bücher; es ist auch darauf nicht abgesehen, ist doch hier der große Markt. Allein die alten Herren schütteln die Köpfe und meinen: viel Schweine machen einen dünnen Trank. Im Jahre 1783 zählte man zwanzig Buchhandlungen, jetzt mehr denn fünfzig, und legten so manche dieser Herren nicht selbst Hand ans Werk, sie würden oft nicht wissen, wo sie brauchbare Verlagsartikel hernehmen sollten.

Hofmeister. Sonst gab jeder Krämer seinem Informater den Titel Hofmeister; jetzt hat der Hauslehrer den Hofmeister verdrängt, in der Sache aber hat sich wenig geändert. Der Kaufmann, der dem geringsten seiner Diener wenigstens zweihundert Thaler Besoldung giebt, bezahlt dem Erzieher seiner Kinder höchstens hundert und schätzt ihn, wie er ihn bezahlt. Die Diener nennen ihn nicht anders als die lateinische Kindermuhme, und die Mägde treiben ihren Spott mit ihnen.

Hospital zu St. Johannis. Eine Versorgungsanstalt für Betagte. Der Gesundheit und Erhaltung der guten Alten zu Hilfe zu kommen, giebt man ihnen öfters in einer Woche fünfmal Schweinefleisch zu essen (so vielmal bekommen sie überhaupt Fleisch), ein andermal wohl mortifizirtes Kuhfleisch, um die Verdauungskräfte zu schonen, Kraut, das auf dem Felde bereits erfroren und deswegen auch um so leichter zu verdauen ist und zugleich ein wenig purgirt. Butter bekommen sie nicht viel, weil sie heftig schleimt und darum schädlich ist, besonders den Alten. Das Bier wird gehörig verdünnt, und im Sommer läßt man es unterweilen ein wenig stinkend werden, damit sie nicht zu viel trinken. Das Brot endlich ist das beste in der ganzen Stadt aus dem Grunde, weil es guten Theils aus Mehle von ausgewachsenem Roggen gebacken wird. Trifft es denn je, daß aller dieser Vorsorge zum Trotz so ein alter Mensch krank wird, so bringt man ihn auf die Krankenstube, schließt ihn sorgfältig ein und stört ihn flugs in vierundzwanzig Stunden nicht ein einzigesmal. Da stirbt der müde und lebensatte Alte so ruhig und so sanft, daß man unter zehnen nicht weiß, wie einer gestorben ist. Wer also bald und ruhig sterben will, dem kann man mit allem Recht dieses Haus empfehlen.

Messen. Mancher Messfremde, besonders von denen, die um einzukaufen herkommen, würde sich einige Tage länger bei uns aufhalten, wenn er sich nicht in Rücksicht der Wohnung und andrer notwendigen Dinge so schrecklich überteuert sähe. Er fühlet, daß wir einen zu starken Gebrauch von unsrer Messfreiheit machen,

und eilt über Hals und Kopf, diese Mauern hinter seinem Rücken zu sehen. Wer es vermeiden kann, kommt gar nicht mehr, sondern verschreibt sich das Notdürftigste von einer Messe zur andern. Dadurch entgeht den armen Verkäufern manch Thalerchen; wir aber schreien, wenn uns die Voszhiere leer bleiben, ohne daran zu denken, daß wir die Fremden selbst verscheuchen. Die Messen sind bei weitem nicht mehr, was sie sonst waren. Das hängt indessen größtenteils von äußern Umständen ab, und allem Anscheine nach dürften sie bald noch weniger sein. Die glänzendste Periode für Leipzig und seine Messen war die erste Hälfte dieses Jahrhunderts, wozu außer der Freiheit des Handels die Verschwendung des Hofes das meiste beitrug.

Als Verlagsort von „Leipzig im Profil“ wird auf dem Titelblatt angegeben: Solothurn, bei Benedict Krüger und Adolph Weber, und auch das Vorwort ist unterzeichnet: Solothurn, den 31. Januar 1799. Als Verfasser nennt sich dort: Mauricius Cruciger. Unter diesem Namen verbarg sich aber ein gewisser Johann Jakob Schulz, und der wirkliche Verlagsort wird wohl Leipzig gewesen sein.

(Schluß folgt)



Die Jugend



ir sahen sie wiederholt bei den Buchhändlern ausgelegt mit den knallbunten Umschlägen und sahen, wie die Gesichter der Gigerl, die die Schaufenster umstanden, immer vergnügter wurden und hin und wieder sich sogar bemühten, einen gewissen Ausdruck anzunehmen, als sähen sie in den komischen Figuren mit den ausgegrenkten Gliedmaßen und den grinsenden Gesichtern, wie in einem Bein von ihrem Bein und Geist von ihrem Geist — s'il y en a —, und Spiegel, endlich faßten wir uns ein Herz und kauften uns den ersten Vierteljahrgang dieser neuen, etwas ungewöhnlich auftretenden „Wochenschrift für Kunst und Leben,“ um zu sehen, was wohl dahinter wäre.

Auf den ersten Blick schien uns nichts weiter als eine geschickte Spekulation vorzuliegen auf den Masseninstinkt der familia humana, des Tiers mit zwei Händen, das auch lachen kann, was bekanntlich sein darwinistisches Vorbild nach dem Urteil der gewissenhaftesten Sachverständigen immer noch nicht fertig bringt. Aber näher betrachtet, macht die „Jugend“ doch einen besseren Eindruck. Und wenn ihr selbst auch nichts daran liegen wird, das bezeugt zu erhalten, da sie den Alten, die sie nicht rückhaltlos bewundern würden, in ihrer ersten Nummer allerlei unangenehme Dinge in Aussicht stellt, so wollen wir doch unsern Lesern von unsern Eindrücken berichten. Vielleicht findet ein oder das andre Wort auch bei der „Jugend,“ die doch nicht so